



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Ungarische Zustände.

Die Zeitungen werden es Ihnen bereits zur Genüge kund gemacht haben, daß die Oppositionspartei allen Credit im Lande verloren habe, und daß ihre noch vor Kurzem so strahlende Macht über das Gemüth des Volkes zum bleichen Schatten herabgesunken sei, der weit entfernt, der Regierung irgend eine Besorgniß einzuslößen, höchstens noch geeignet wäre, tiefstes Mitleid zu erregen über die Bergänglichkeit alles Irdischen. Abgesehen davon, daß dieser moralische Zerfall der oppositionellen Macht sehr übertrieben und ins Hochrothe gemalt ist, so scheint uns überhaupt dieser endlose Jubel und die klingenden Fanfaren der Conservativen über ein plötzlich erlangtes Uebergewicht, dessen Dauer ziemlich problematisch ist und von vielerlei Umständen abhängt, sehr kindisch und taktlos, denn es verräth die innere Angst und den beklemmten, politischen Athem, womit die conservative Partei bislang heimgefucht gewesen sein muß, um bei einer für sie günstigen Wendung der Dinge mit einem Male in einen solchen tollen Freudenruf auszubrechen, anstatt den Umschlag der Volksmeinung als das natürliche Ergebniß der beobachteten Parteipolitik mit Ruhe und Befriedigung hinzunehmen. Die Freudenbezeugungen der Conservativen verdanken ihren Ursprung der Ueberraschung und nicht dem Gefühl des besonnenen Siegers, der seine tapfern Anstrengungen endlich mit Erfolg gekrönt sieht; das ist der Jubel eines Börsenspeculanten, der über Nacht durch irgend ein Ungefähr zum Millionär geworden, aber nicht der sichere Stolz eines gediegenen Geschäftsmannes, der das Gelingen jahrelang gehegter und vorbereiteter Unternehmungen mit wohlgefälligem Lächeln und jenem Ausdruck des Gesichtes überblickt, der zu sagen scheint: mein Plan war gut.

Ich weiß wohl, daß die Conservativen ihren Sieg gleichfalls für die Frucht ihrer politischen Klugheit ausgeben möchten, doch die Art ihres Betragens widerspricht den Beweisführungen ihres Verstandes, der sich abmüht, die Gunst des Zufalls und der Umstände als

das Werk ihrer tief sinnigen Staatskunst erscheinen zu lassen. Besonders sind es die Neuerungen in der Administration durch Einführung der Obergespanssverweser und die consequente Stärkung der Executivgewalt, welche als das Ergebniß tiefblickender Staatsklugheit gepriesen, denen es allein zuzuschreiben sei, daß die Conservativen wieder zur Majorität geworden und daß das Ansehen der Regierung in der Meinung der Nation so unendlich gestiegen ist. Ohne die Wichtigkeit der erwähnten Administrativform irgendwie zu bezweifeln, oder selbst nur anzusehen, glaube ich dennoch, daß die Verstärkung der Executivgewalt die wahre Meinung des Landes nicht einen Augenblick wesentlich umzugestalten im Stande wäre, denn was müßte das für ein jämmerliches Volk sein, dessen politische Gesinnungsausßerung von der größeren oder minderen Machtbekleidung eines Verwaltungsbeamten abhängig ist. Nein, für so erbärmlich halte ich die adeligen Wähler der Comitäre keineswegs, wenn ich auch gern oder ungern individuelle Ausnahmen zugeben muß; die Gewalt der Administratoren und ihre Bajoronette könnten höchstens die Möglichkeit der freien Abstimmung aufheben, würden im schlimmsten Falle das Leben der Verfassung auf eine harte, aber vorübergehende Probe stellen, nicht aber aus Liberalen Conservative zu machen vermögen.

Der Grund der unlängbaren Verwandlung der Parteikräfte wird kaum in den äußerlichen Einflüssen zu suchen sein, die man von der Institution der Obergespanssverweser herleiten möchte, sondern weit eher aus einer inneren Stimmung, die in Folge der Begebenheiten und des gegenwärtigen Entwicklungszustandes in Ungarn die Gemüther im Allgemeinen ergriffen und gewendet hat. Die bisherigen Kämpfe im politischen Leben Ungarns sind lediglich um moralische und intellectuelle Güter geführt worden, wobei die Oppositionspartei dem Regierungsanhang gegenüber den unschätzbaren Vortheil besaß, die Bedürfnisse der Nation, wenigstens der herrschenden Nation, zu verfechten und zu vertreten, indeß die Regierung kaum in einer andern Stellung, als in der eines Angreifers und Verfassungsfeindes erschien. Die Volksmeinung stand darum ohne Unterbrechung auf Seiten der Opposition, in der sie den ritterlichen Schild aller Volksfreiheiten und der schwerbedrohten Nationalität erblickte und verehrte. Diese Kämpfe scheinen nun vor der Hand abgeschlossen zu sein, indem das Verlangte zum Theil gewährt wurde, und die Richtung des Zeitgeistes keine einseitige Ausbildung der sogenannten höhern oder geistigen Interessen duldet, da der materielle Zustand des Landes eine harmonische Lösung der Besserungsaufgabe gar dringend verlangt. So wie sich nun der Kampf auf das Schlachtfeld der materiellen Interessen zog, trat alsbald eine gänzlich veränderte Dynamik der Parteikräfte ein, denn erstens waren die Parteiführer nicht eingübt in der Taktik dieses Terrains, das ganz andere Kenntnisse und Fähigkeiten in

Anspruch nahm, als vordem erforderlich gewesen, wo man mit einer genauen Kenntniß der Gesetzbücher und juristischen Gewohnheiten, etwas patriotischer Belesenheit in der Geschichte der Vorzeit und mit einem guten Vorrath feurriger Redewendungen eine glänzende Rolle spielen und für einen ausgezeichneten Politiker gelten konnte. Mit dem Auftauchen der Handels- und Industriefragen wurden diese mit Sorgfalt gepuht und deshalb im parlamentarischen Strauß so imponirend blinkenden Waffen auf einmal unbrauchbar, und wenn man sie gleichwohl anwenden wollte, so hatten sie keine Schärfe, und der Held wurde bloß lächerlich. Man kann sich den Ingrim und die Verzweiflung denken, welche die Feldherren der Opposition überwältigten, als sie endlich gewahr wurden, daß es mit ihrer Unüberwindlichkeit vorbei sei; so muß es den Rittern des Mittelalters zu Muth gewesen sein, als die tödtlichen Bleikugeln der Hakenschilder ihre Glieder trotz Harnisch und Panzerhemd gar kläglich zerschmetterten, so würde es ohne Zweifel einem kühnen Bergvolke ergehen, das man plötzlich aus den Verschanzungen seiner Gebirgswelt in die Ebene eines flachen Wahlplatzes versetzte, in der keine seiner angelesenen taktischen Maßregeln anwendbar ist. Umsonst hatten die magyrischen Patrioten zwölf Jahre ihrer schönsten Jugendzeit dem Studium des ungarischen Staatsrechtes und den *Codes* geopfert, umsonst die Reden des Cicero und jene eines Mirabeau und Pitt als Musterbilder analysirt und benutzt, jetzt trat ihnen bei jeder tönenden Phrase, bei jeder schlagenden Gesetzesstelle, die früher das Schicksal der Debatte entschieden hatte, irgend ein ungelehrter Cameralist oder prunkloser Kaufmann mit Beweisstücken entgegen, deren Natur sie zu wenig kannten, um die etwaigen Mängel derselben eben so schnell und siegreich zu treffen wie früher, wo es sich um juristische Erörterungen gehandelt. Die Jurisprudenz wurde durch die Cameralistik aus dem Felde geschlagen.

Daß dieser Sieg der Ziffer über den Paragraphen kein bleibender und nachhaltiger sein kann und wird, ist einleuchtend; sobald sich die Kräfte der Gegner wieder mehr ins Gleichgewicht gesetzt haben, geht die Schlacht von neuem los, und dann wird es sich zeigen, auf welcher Seite die Sympathien der Landes sind. Peter der Große dankte für die Niederlagen seines Heeres durch die von Karl XII. befehligten Schweden, denn durch die verlorenen Schlachten lernten die Russen Schlachten gewinnen, und so wird denn auch die ungarische Oppositionspartei nach einigen Lehrjahren ihr Narwa finden.

Ein weiterer Grund des momentanen Uebergewichtes der Regierungspartei liegt in der veränderten Stellung der beiden Parteien zu den industriellen Tagesfragen, deren glückliche Erlebigung hauptsächlich von dem guten Willen des Adels und von seiner Bereitwilligkeit dem Privilegium der Steuerfreiheit freiwillig zu entsagen, das wie ein böser Alp auf dem Herzen des Landes lastet, abhängt. Somit tritt die Regie-

rung in dieser Angelegenheit als Advocat des steuerbaren Bürger- und Bauernstandes auf, indeß der Adel diesmal die früher der Regierung zugefallene Rolle durchspielen muß. Da sich die Interessen vertauscht haben, so mußte auch ein Tausch der Sympathien stattfinden, und in diesem ganz natürlichen Wechsel der Meinungen liegt das Räthselwort der gegenwärtigen öffentlichen Stimmung in Ungarn. Man begreift also auch, wie die günstige Lage der Regierung dem oppositionellen Lager gegenüber keineswegs eine gesicherte genannt werden kann, sondern lediglich von dem Verhalten der Regierung sowohl, als der Liberalen bedingt erscheint; welche von beiden Seiten sich liberaler zeigen wird, das heißt patriotischer in der Aufopferung historischer Rechte zu Gunsten der materiellen Emporbringung und innern Blüte des Landes, die wird auch die Meinung der Nation für sich haben, denn am Ende kann es der Nation vollkommen gleichgültig sein, ob es die Conservativen sind, denen sie ihren Aufschwung verdankt, oder die Liberalen, da es sich einzig um die Erlangung einer gleichmäßigen Besteuerung handelt, ohne welche kein materieller Fortschritt möglich ist. Der Parteienkampf muß also nothwendigerweise ein Wettkampf des Edelmutheßes werden, und wer bei dieser Auktion der Volksgunst den Sieg davon trägt, der hat für die nächste Zukunft das Heft der politischen Macht in Händen. Wir können ruhig als Kampfrichter zuschauen, denn wie die Würfel der Entscheidung auch fallen mögen, wir können dabei blos gewinnen und werden dem Sieger am Schlusse den Dank gewiß nicht vorenthalten.

II.

Aus Berlin.

Herr Dönniges. — Eine diplomatische Schwentung. — Verrätherische Anführungszeichen und verrätherische Anführungen. — Auch eine Kritik. — Der Sturzliche Handel. — Persönlichkeiten die Grund haben. — Gleiche Waffen. — Die Horatiertaktik. — Schwindeleien. — Berliner Wig. — Bescheidener Profit à l'anglais. — Verbot der Verleitung zu Auswanderungen.

Eben da ich an die Fortsetzung meiner Rückschau gehen will, erhalte ich die Allgemeine Zeitung und finde in der Beilage den vierten Artikel eines Aufsazes von Herrn Prof. Dönniges „über die preussische Bankfrage.“ Da ich in meinem vorigen Schreiben diese streitige Angelegenheit berührt habe, so will ich auch die Dönniges'sche Betheiligung bei derselben nicht unerwähnt lassen. Die drei früheren Artikel enthielten mehr eine Aufhäufung von Notizen, durch welche man sich nur mit Mühe hindurcharbeiten konnte, als eine klare Entwicklung der Frage und lieferten zur Lösung derselben keinen erheblichen neuen Beitrag. Es schien aber in diesen Artikeln, als ob Herr Dönniges sich ganz zu Gunsten einer Regierungsbank für Preußen erklärt hätte; in dem vierten Artikel kehrt er plötzlich den Spieß um.

Seine früheren Artikel, sagt er, hätten ergeben, daß man weder unbedingt der Privatbank, noch auch unbedingt der Staatsbank den Preis zuerkennen dürfe, für Preußen aber sei — aus Gründen, mit deren Mittheilung ich Ihre Leser keineswegs behelligen will — nur eine unter genauer Aufsicht der Regierung stehende Privatzeittelbank möglich. Den Ursprung dieser Schwenkung welche Herr Dönniges gemacht hat, läßt der Schluß seines Aufsatzes ahnen, indem dieser Schluß zugleich eine Merkwürdigkeit darbietet, um deren willen ich eigentlich nur so lange bei der ganzen Sache verweile. Hr. Dönniges muß, seit er seinen ersten Artikel geschrieben, inzwischen in die Ansichten des Herrn Finanzministers eingeweiht worden sein; er giebt dies selbst zu verstehen. Ich sprach neulich von einer Indiscretion des Herrn Wöniger, eine weit größere begeht Herr Dönniges. Er sagt am Schlusse seines Artikels, die Ansichten welche er aufgestellt, seien der Hauptsache nach diejenigen welche der Herr Finanzminister „verrete.“ Der Darstellung dieser Ansichten aber ist eine Aeußerung in Bezug auf das allbekannte preussische Gesetz wegen einer Zuziehung der Reichsstände zum Behufe der Contrahirung einer neuen Staatsanleihe und auf die Anwendung dieses Gesetzes zu welcher die Erschaffung von Bankzetteln Seitens einer Staatsanstalt nöthigen würde, eingewoben, und zwar eine Aeußerung die zwischen Anführungszeichen eingeschlossen ist. Woher ist diese wörtlich citirte Stelle genommen? Sie gehört, nach des Herrn Dönniges eigener Erklärung, in den Kreis der Ansichten, welche „der Finanzminister vertritt;“ dessen eigene Worte also doch wohl müssen da citirt sein: die Stelle muß aus einer der Denkschriften entnommen sein, welche zum Behufe der jetzt schwebenden königlichen Entscheidung über die Bankfrage verfaßt worden sind. Wie kommt Herr Dönniges dazu, dem Publicum so kategorisch wie er thut, die Ansichten des Finanzministers zu überliefern und sogar mit des Finanzministers eigenen, für die Deffentlichkeit doch nicht bestimmt gewesenen Worten? Ist Herr Dönniges dazu vom Herrn Finanzminister beauftragt oder autorisirt worden? — Nun, wie die Sache zugegangen ist, das läßt sich allenfalls vermuthen. Die geheimen Denkschriften kommen doch in manche Hände; mit jener Denkschrift des Herrn von Rönne über die Differentialzölle, welche Anfangs auszugsweise, endlich ganz von den Zeitungen veröffentlicht wurde, ist es ja ebenso ergangen. In meinem Kreise bildeten sich Viele damals ein, Hr. v. Rönne selber habe diese Veröffentlichung — nicht ungern gesehen! ich will davon nichts glauben: diese Denkschrift hatte so vielen Personen mitgetheilt werden müssen, daß das Geheimniß derselben nicht wohl behütet sein konnte; mir selbst waren längst ehe sie in die Zeitungen gerieth, zu verschiedenen Malen Exemplare davon zu Gesicht gekommen. Der Dönnigesche Fall ist aber doch anders; hier wird mitten in schwebender

Sache, wie nicht anders anzunehmen, aus einem geheimen ministeriellen Gutachten — die einseitige Aeußerung eines einzelnen Ministers, der vermuthlich eine andere Ansicht, vielleicht nicht minder gut begründet, entgegensteht, ins Publicum geschleudert, und mit der ausdrücklichen Versicherung, das sei die Meinung welche dieser Minister „vertrete.“ Was soll das? War es Herrn Dönniges nur um eine gewichtige Autorität für seine Ansicht zu thun? Oder wollte er den Finanzminister auf Kosten anderer Staatsbeamten die eine entgegengesetzte Ansicht „vertreten,“ populair machen? Oder ist's nur Ehrlichkeit, um sich nicht mit fremden Federn zu schmücken? In allen diesen Fällen aber ist das Verfahren unrecht. Was wollte ich lieber, als daß aus unserem Verwaltungswesen alle Heimlichthuererei verschwände, und daß die Berathungen wichtiger, die allgemeinen Interessen berührender Fragen am hellen Tage geführt werden könnten! Da nun dieses großartige Element eines entwickelten Staatslebens uns noch fehlt, so ist es, bei der jetzt so mächtig angewachsenen Theilnahme vieler für die öffentlichen Angelegenheiten erklärlich und zu entschuldigen, wenn Jemand dem irgend ein bedeutungsvolles und geheimegehaltenes Document in die Hände gefallen, von dessen Veröffentlichung er sich großen Nutzen für die allgemeine Wohlfahrt oder Abwehr von beträchtlichem Schaden verspricht, dieses veröffentlicht; aber eine solche Ausplünderung von Staatschriften wie sie mir in dem angeführten Falle vorzuliegen scheint, ohne alle Noth, ohne allen Sinn, bloß aus Indiscretion, bloß um — ich weiß nicht, Staat damit zu machen, oder was sonst? eine solche scheint mir unverantwortlich. — Unter anderm auch dem Haufen, welcher gegen die Juliusische Schrift wüthet, deren ich in meinem vorigen Brief erwähnte, tritt Herr Dönniges bei; er thut es aber in besonderer Weise, gibt sich das Ansehen, dieselbe zu verachten, citirt sie nicht mit ihrem Titel sondern nur andeutungsweise und nennt sie eine Broschüre „untergeordnetster Art.“ Was dann aber Herr Dönniges in solcher Weise anführt als ob es in der Juliusischen Schrift stände, steht in derselben gar nicht, oder vielmehr es steht ganz anders darin, als Herr Dönniges meint. Eine Uebereinstimmung zwischen Adam Smith und Ricardo, wie Herr Dönniges meint, ist in derselben nicht behauptet und wenn Dönniges sich darüber lustig macht, daß Julius Ricardo einen Theoretiker heiße, und Julius belehrt, daß Ricardo Gründer eines Banquierhauses gewesen sei, u. s. w., so ergiebt sich hieraus ganz unzweideutig, daß Herr Dönniges die Juliusische Schrift nicht gelesen haben kann, denn sonst würde er gefunden haben, daß es eine der Tendenzen dieser Schrift ist, zu zeigen, wie sehr selbst die größten Praktiker sich von Einbildungen beherrschen lassen und unter dem Vorgeben praktischer Grundsätze ihren Lieblings träumen, ihren Systemen nachhängen; was ihnen bei der Praxis selbst nur deshalb

nicht so sehr schadet als man erwarten sollte, weil sie ihre eigenen systematischen Grundsätze in der That nicht strenge befolgen, sondern beständig praktische Ausnahmen machen. Auch Mr. Sam. Jones Loyd ist in der Juliuschen Schrift als Theoretiker behandelt, obgleich über ihn als Praktiker die nöthigen Notizen ausdrücklich beigebracht sind. Und diese Schrift also, die Herr Dönniges nicht gelesen, dieer vielleicht nur aus einer Anzeige der Spenerschen oder Bossfischen Zeitung gekannt hat, nennt er eine Schrift „untergeordnetster Art.“ Und das thut Herr Dönniges, er, der augenscheinlich ebenso großen Anspruch auf Gründlichkeit als auf Billigkeit des Urtheils in allen seinen Aufsätzen macht. Was soll man sagen, wenn diejenigen welche sich selbst ihre Stellung hoch über den gemeinen Troß anweisen, so nach Troßbubenart in der Literatur verfahren? Aber leider zeigt Herr Dönniges in seinen Bankartikeln nur, wie sehr es ihm darum zu thun ist, seine national-ökonomischen Kenntnisse als etwas Seltenes und Vorzügliches in Preußen herauszustreichen: er kommt wiederholt und mit Nachdruck darauf zurück, daß in Preußen so wenig für Heranbildung von solchen Beamten die staatswirthliche Kenntnisse besitzen, gethan werde, und daß es an Männern dieser Art immer mehr zu fehlen anfange, wie sehr man ihrer bedürfe. Es klingt das fast wie Worte Eines, der sich anempfehlen will — wenn nicht zur Anstellung im Finanzministerium doch zum Bildner von Finanzbeamten; nur müßte man dann freilich die Ausrufung von Federn aus officiellen Verhandlungen, um sich damit in Zeitungsaufsätzen zu putzen, für ein unglückliches Debüt halten.

Ein anderer Zeitungsstreit, welcher in die kleine Periode fällt, die ich hier überblicke, ist der ebenfalls schon in einem meiner früheren Briefe erwähnte Inseratenwechsel zwischen dem brasilianischen Generalconsul, Herrn Sturz und seinen Gegnern, den Vertheidigern der Auswanderung nach der Moskitoküste. Auch in diesem Streite ist die allgemeine Angelegenheit ganz auf ein persönliches Gebiet hinübergespielt worden; man muß aber allerdings einräumen, daß diesmal wenigstens ein Grund dazu vorhanden war. Denn es handelte sich nicht um die Entscheidung eines Processes, dessen Thatbestand sicher ermittelt vorläge, so daß der Richter nur seinen Verstand zu gebrauchen hätte, um das Urtheil zu fällen; vielmehr konnte man sich wegen der Richtigkeit der Angaben, auf die sich die Entscheidung stützen mußte, nur an die Glaubwürdigkeit der Ausagenden halten. Es folgte daher diesmal aus dem Wesen der Sache, daß diese einander zu verdächtigen und in den Augen des Publicums unglaubwürdig zu machen suchten. Herr Sturz, der sich in einer großen Menge spaltenreicher Inserate allein gegen ein Duzend Angreifer schlug, hat durch seine Beharrlichkeit, und wie es scheint, auch durch sein wirklich gutes Recht den Sieg davon getragen. Er deckte häßliche und hinterlistige

Manöver auf, mit denen die Gegner ihm beizukommen gesucht hatten, und außerdem machten diese — was bekanntlich noch weit schlimmer ist, als Unrechthaben — sich in den Zeitungen lächerlich; z. B. der Eine dadurch, daß er öffentlich versicherte er werde Herrn Sturz gerichtlich belangen, zu Verantwortung und eventueller Bestrafung ziehen, weil Sturz auf Jenes „Pflichterfüllung als Mitglied der im höchsten Auftrage nach der Moskitoküste gesandten Untersuchungscommission“ sich Angriffe erlaubt habe. Ein allerliebster Einfall, diese von einigen vornehmen Herren ausgegangene Privatsendung in den Augen des Publicums zu einer staatsdienstlichen Angelegenheit stempeln zu wollen. Auch die „Börsennachrichten der Nilsee“, die sich oft ohne das mindeste gesunde Urtheil zu allerlei Tracasserien herzugeben pflegen, wurden gegen Sturz aufgeboten, und auch dort drohete Jemand mit gerichtlicher Verfolgung. Unverzüglich erklärte Sturz tapfer, daß, wenn man ihn gerichtlich angreifen wolle, er für diesen Fall allen Exemtionen, die aus seiner Stellung flößen, entsage und bereit sei, „den Gegnern überall auf gleiche Weise und auf gleichem Fuße zu begegnen.“ In einer jener Zeitungsnummern, in denen der Kampf am heftigsten wüthete, trat Sturz mit drei Inseraten gegen verschiedene seiner Gegner zugleich auf, und sagte dabei: „Ich hatte mir vorgenommen, meine zahlreichen Gegner en bloc abzufertigen; da deren Behauptungen aber so sehr verzweifelter Art sind, so muß ich mir wohl einige Taktik aus dem Kampfe des Horatiers mit den Curiatiern holen, und sie nun, wie es gerade kommt, einzeln abfertigen.“ Die Gegner warfen ihm vor, daß er gegen das Moskitoproject nur deshalb kämpfe, weil dasselbe seine längst gehegten Absichten, die deutsche Auswanderung nach Brasilien zu leiten, durchkreuze. Nun aber hatte Sturz in der That immer laut erklärt, daß er unter den jetzt noch in Brasilien bestehenden rechtlichen Verhältnissen zu einer Auswanderung dorthin nicht rathen könne; hierauf berief er sich in seiner Antwort. Dagegen warf er selbst den Moskitianern vor, daß sie arme Leute verleiteten, sich dem Moskitounternehmen anzuschließen, indem sie ihnen mit Aussichten auf leichtes Sammeln von Vanille und Goldstaub und von „selbstgewachsener“ Seide und dergl. schmeichelten. In der That waren in einer der Versammlungen der sogenannten Berliner „Moskitogemeinde“ — denn wirklich hatte sich eine Masse von Menschen für das Unternehmen enthusiasmiren lassen — viele Schaustücke von Landeserzeugnissen umhergewiesen worden. Endlich mischte sich noch der Berliner Wig hinein und gab dem Moskitoschwindel durch Verspottung in den Eingefandts der Zeitungen den Rest. Es erschien zum Beispiel ein Gedicht mit vielen Namenwortspielen und dergl., welches gleich so anfing:

Ueber die Moskitoküste
Ist ein arger Sturz gekommen,
Der der vielgepriesenen Wüste
Alle Kundschaft schier benommen. u. s. w.

Inzwischen hatten sich auch die Verhandlungen über Ankauf eines Theils der Moskitoküste zerschlagen. Die Besitzer des betreffenden Landstrichs, Engländer, welche denselben, sagt man, für beiläufig 46000 Thlr. erstanden hatten, forderten dafür durch ihre Bevollmächtigten in Berlin 1,300,000 Thlr. Man bot ihnen 300,000 Thlr., also mit Abzug der Million. Endlich ließen sie sich herbei, für die gebotenen 300000 Thlr. einen Theil des Gebietes herzugeben, machten aber solche Nebenbedingungen, daß sich der Handel definitiv zerschlug. Außer der schon erwähnten Moskitogemeinde hatte sich noch ein zweiter Moskitoverein, unabhängig von jener, gebildet. Auch an andern Orten außer Berlin ergriff der Moskitoschwindel die Gemüther. Und so fand denn endlich das statt, was ich schon damals, als ich die Sache zuerst in diesen Blättern besprach, als dringend nöthig dargestellt hatte: der interimistische Minister des Innern erließ eine Circularverfügung an sämtliche Oberpräsidenten, betreffend Verhinderung öffentlicher Bestrebungen zur Beförderung der Auswanderung; es heißt in dieser Verfügung: „Namentlich sind Vereine zusammengetreten, um gemeinsam Unternehmungen dieser Art vorzubereiten, öffentliche Ankündigungen und Besprechungen haben statt gefunden u. s. w.“; es wird sodann auf ein älteres Gesetz verwiesen und dieses von neuem eingeschärft, demzufolge „wer es sich zum Geschäfte macht, zur Auswanderung zu verleiten, mit Gefängniß von 1 Monat bis zu 2 Jahren bestraft werden soll“; endlich wird empfohlen, „auch indirect dahin zielenden Bestrebungen mit Nachdruck entgegenzutreten.“

III.

Aus Mailand.

Eisenstraßen. — Dampfschiffahrt auf dem Po. — Gräfin Samwilow. — Naturpoeten. — Journalistik.

Wie bedeutend wird unsere Stadt erst gewinnen, wenn die Eisenstraße, die uns mit Venedig und unmittelbar mit Triest und Wien in Verbindung setzen soll, ganz vollendet ist! Der Tag, an dem die erste Locomotive von Venedig hier anlangt, wird eine radikale Umwälzung des hiesigen Lebens bewirken und die etwas abgeschlossene Physiognomie der Gesellschaft ohne Zweifel stark verändern. Die Eröffnung der ganzen Strecke zwischen der alten Dogenstadt und der Stadt der Paläste, dem prachtvollen Vicenza, hat uns hier ganz ungewöhnlich berührt, wie das Herannahen eines wichtigen Ereignisses, das man hofft und zugleich scheut. An der Rentabilität des Schienenweges darf wohl kein Vernünftiger zweifeln, indem die Bahn die volkreichsten Gegenden durchschneidet und alle Städte von Bedeutung, an denen das lombardisch-venetianische Königreich nicht arm ist, berührt. Die kurze Bahn von hier nach der Krönungsstadt Monza

Grenzboten, 1846. I.

hat im abgelaufenen Betriebsjahr allein 399,882 Passagiere befördert und mag uns eine Probe der Frequenz liefern, die die große italienische Schienenstraße, welche die beiden Hauptstädte des Landes mit einander verbindet, zu erwarten hat.

Ein neues Unternehmen von Wichtigkeit betrifft die Dampfschiffahrt auf dem Po, die bisher, wegen der eigenthümlichen Natur dieses Stromes noch nicht in Anwendung gekommen ist. Unter dem Vortritt des ausgezeichneten Patrioten Graf Mocenigo hat sich nämlich ein Actienverein zur Beschiffung des Po mit Dampfbooten gebildet, deren erster Versuch als gelungen zu betrachten ist, indem das in Venedig gebaute Dampfschiff: Contessa Clementina die Fahrt von der Mündung des Flusses bis nach Pavia an der sardinischen Grenze mit 1 Schuh Tiefgang und einer Schnelligkeit von 5 Miglien in der Stunde, in 50 Stunden zurücklegte. Bringt man die Hindernisse in Anschlag, welche wiederholte Fahrten beseitigen werden, so scheint es gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Strecke vom adriatischen Meere bis nach Pavia in Zukunft zu Berg in 35 und zu Thal in 20 Stunden zu durchschiffen sein werde.

Die hier noch im vollen Andenken befindliche Gräfin Samwilow eine geborene Gräfin Pahlen ist durch ihre romantische Ehe mit dem Franzosen Perry, den sie auf einer italienischen Bühne kennen gelernt, wieder zum Tagsgespräch der Gesellschaftskreise geworden, in denen sie sich eine Reihe von Jahren hindurch bewegt hatte. Die Gräfin Samwilow lebte hier als emancipirte Dame auf großem Fuß und ihr Haus war ein Sammelplatz aller Kunstnotabilitäten und ausgezeichneten Männer in jeder Sphäre; Generale und Sänger, Maler und hohe Staatsbeamte gingen dort ein und aus und verliehen ihrem Salon einen Anstrich genialer Ungezwungenheit und vollendeter Geselligkeit, wie er in Italien und zumal im österreichischen Gebiet wohl selten zu finden sein mag. Die Frau Gräfin, welche in dem gefährlichen, von Balzac so vortrefflich geschilderten Alter zwischen 25 und 36 Jahren stand, besaß ein gefühlvolles Herz, dessen wechselvolle Schicksale der Fama der Stadt den reichlichsten Stoff lieferten. Man erzählt, daß in dem Palast der Gräfin sich ein Saal befand, in dem die von guten Meistern aus schönem Marmor gefertigten Büsten der ausgezeichnetsten Männer aufgestellt waren, denen sie irgend einmal ihre Huld geschenkt hatte. Außer ihrer Villa am Comersee hat sie gegenwärtig keine Besizung mehr auf italischem Boden und wird die Freuden der Ehe in dem geräuschvollen Paris genießen.

Die Erwähnung des Comersees erinnert mich an den poetischen Tischler, der recht artige Sonette hobelt und in der reizenden Seestadt ein sonderbares Doppelhandwerk ausübt; in Deutschland besizt die Schuster- und Schneiderzunft fast ausschließlich unter den Handwerkern die dichterische Ader; in Italien und Frankreich zeigt sich die

Gabe das Naturpoeten gleichmäßiger vertheilt unter allen Arbeiterklassen und die Böttcher und Haarkräusler, die Schreiner und Zuveliere sind von dem Himmel nicht weniger gesegnet mit der Ambrosia des Gesanges, als die Helden von der Ahle, ja in dem freundlichen Parma lebt sogar ein Naturdichter, welcher — Wurfsmacher ist!

Wenn ich zuletzt noch von der Journalistik spreche, so geschieht es sicher nicht, weil man von Mailand nicht reden kann, ohne unsere Tagespresse zu berühren, denn diese ist zwar quantitativ bedeutend, aber desto unbedeutender in Bezug auf den Inhalt. Es erscheinen hier 30 periodische Blätter, in Wien nur 24, aber außer der Bibliotheca italiana ist kaum ein einziges der Empfehlung werth. Nichts sagendes Kunstgeschwätz und überschwänglicher Theaterklatsch bildet den fast ausschließlichen Inhalt unserer Tagespresse. Man kann nicht sagen, das sei lediglich Schuld der Censurverhältnisse, denn können diese den Nachdruck französischer Romane nicht verhindern, so werden sie wohl auch den Aufschwung irgend eines epischen Talents der Heimat nicht verhindern können. Il Pirata hat sich um das Doppelte vergrößert und liefert seither noch weitschweifigere Theaterkritiken, Figaro wirft sich auf den Holzschnitt, die Fama sieht gar nichts als die Kunst, der Bazar nährt sich ganz und gar vom Nachdruck und ist ein wahrer Bazar für gestohlene Geistesproducte.

IV.

Czechen und Deutsche in Prag.

(Ein Wort der Redaction.)

Wir müssen auf zwei kleine Artikel zurückkommen welche die Grenzboten in letzterer Zeit aus Prag brachten und welche aus den entgegengesetztesten Lagern herrührten. Der eine (ein Wort zur „Verständigung“ Heft 52 v. Jahrg.) kam aus dem czechischen Lager und munterte die Deutschen in gnädiger Herablassung auf, sich unter den Schutz der Slawen zu begeben: „O möchte Deutschland erkennen,“ ruft der Einsender aus — „daß es nicht eher zur Einheit gelangen kann und wird, bevor sich nicht die Süd- und Westslawen frei von aller Despotie zu einem großen und mächtigen Bunde vereinigt haben (!!!) Lasset die Slawen sich die Brüderhände reichen zu einem mächtigen und festen Bunde, und Deutschland wird groß und mächtig werden, geschützt (!) von 36 Mill. Slawen, die wie ein mächtiger undurchdringlicher Phalanx Deutschlands wunde Stellen zu decken bereit sind, lasset die West- und Südslawen sich zu einem Föderativstaat vereinen und sie rufen Europa in die Schranken.“ Diese Worte kann man buchstäblich in den Grenzboten nachlesen. Es hat uns interessant geschienen eine Stimme aus der slawischen Mitte und die Hoffnungen und die Logik dieser Partei unsern Lesern vorzuführen. Aber eben so bedeutsam schien es uns, dem gegenüber in die Logik und das Raisonnement der Ultracas aus dem deutschen Lager in Prag unsere

Leser einen Blick werfen zu lassen. Wir glauben, der Artikel „die Czechen im Salon“ (s. Heft 9. I. S.) den wir aus dieser Rücksicht aufnahmen, liefert ein ganz artiges Proßchen von Unduldsamkeit. Gestehe wir es nur unverhohlen, der slawische Ultra hat sich liebenswürdiger und menschlicher bewiesen, als unser deutscher Landsmann. Der Umstand, daß wir seinen Artikel im eigenen Blatte brachten, soll uns nicht abhalten die gewaltsame, übermüthige, ja sagen wir es frei heraus, rohe Gesinnung desselben zu würdigen. Der Slawe (in Num. 52.) der uns großmüthiger Weise seinen gnädigen Schutz verspricht, ist im Grunde komisch, aber ein gutmüthiger Phantast; allein der Deutsche (in Num. 9.) ist lieblos, hartherzig, und im Interesse deutscher Bildung und Fortschritte in Böhmen müssen wir ausrufen: Gott, behüte uns vor unsern Freunden! — Die Zeit der Germanisirung durch Gewaltstreiche ist Gott sei Dank vorüber; will man die Slawen von dem höhern Grade deutscher Bildung überzeugen, so sei man vor allem gebildet. Mit kosackischen Generalprinzipien um sich zu schlagen, heißt für Deutschland gar schlechte Propaganda machen. „Böhmen wird deutsch werden, muß deutsch werden!“ ruft der Herr Einsender aus. Solche Sprache war vielleicht an der Zeit vor zweihundert Jahren, als man das deutsche Unrecht an Böhmen durch spanische Befehrsstruppen bewies, als es auf eine Gewaltthat mehr oder weniger nicht ankam. Ja, Böhmen mit Gewalt deutsch zu machen war im vorigen Jahrhundert weniger grausam als es jetzt wäre; im vorigen Jahrhundert, wo der Geist der Nationalitäten nicht so lebendig und selbstbewußt durch die Geschichte schritt wie jetzt. Einen Schlafenden, einen Kranken kann man ohne seinen Willen aus einem Zimmer ins andere tragen; einen Wachenden und Gesunden muß man überreden und gewinnen. — Wir glauben, der Leser wird nun ungefähr einen Begriff von der Stimmung haben, welche bei den Ultras beider Nationalitäten in Böhmen herrscht. Nachdem wir endlich noch der Stimme in Nr. 10 („Noch etwas von der czechischen Nationalität“) welche in Prag selbst zum Schweigen verurtheilt war, die Zuflucht welche sie bei uns sucht, gegönnt, wollen wir, bis wir positivere Nachweise über den Stand des Czechismus und des Deutschthums in Böhmen zu liefern im Stande sind, die Polemik über diese Frage in diesen Blättern schweigen und die zahlreichen Erklärungen, die uns von Prager Vorkämpfern und Vordeclamatoren deutscher und czechischer Bewegung zukommen, ungedruckt lassen; beide Theile bewegen sich noch zu sehr im Allgemeinen, sagen daher nicht viel Neues, während ihre Leidenschaft so wenig parlamentarisch ist, daß die Redaction jeden Augenblick mit breiten Auseinandersetzungen interveniren müßte.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
 Druck von Friedrich Andrá.